

[4]

Unter der Königstanne.

Preisgekrönter Roman von Maria Theresia May.

„Mäßigen Sie sich, Herr Baron, ich bin bereit, jedes meiner Worte zu beweisen, vor wem Sie wollen,“ entgegnete der Direktor und sein Ton war jetzt von der kaltblütigen Ruhe eines Richters gegenüber einem zornigen Angeklagten.

„Die Unterschrift des Briefes, den ich Ihnen zeigte, ist gefälscht, wie diejenigen in einer ganzen Reihe von Briefen an Theodor Schröder. Ich habe sie alle hier. Der Inhalt wird Ihnen auch beweisen, daß Baron Salberg thatsächlich die Schuldbeschreibungen einsandte, von deren Fehlen Sie sich nicht überzeugen wollen. Ich hatte Ihre Schrift oft gesehen, als ich noch in Ihren Diensten stand. Ihre eigenthümlich geschnittenen Schriftzüge hatte ich nicht vergessen; ich habe auch noch ein Zeugniß von Ihnen. Als ich die Unterschriften in den Briefen sah, vermüßte ich den sicheren Schwung der Züge, nahm eine Loupe, mit der Leute meines Amtes umzugehen wissen, und sah, daß die einzelnen Buchstaben erst mit Bleistift aufs feinste vorgezogen waren, welchen aber die Tinte für das bewaffnete Auge nicht immer völlig deckte. Daß die Staatspapiere, von deren Absendung Sie nichts wissen, Ihnen entwendet worden sind, dessen bin ich ebenfalls sicher; jedes trägt in der oberen linken Ecke die Buchstaben S. v. R.“

Mit einer hastigen Bewegung wandte sich der Baron zu dem Wertheimstranke in der Ecke des Zimmers und entnahm einem Fache desselben ein ziemlich umfangreiches Packet, löste mit zitternden Fingern die blaue Schnur, welche es zusammenhielt, und begann die einzelnen, mit dem weißen Halbbogen nach außen einfach gebrochenen Vogen der Werthpapiere zu zählen; es waren 20.

„Es fehlt keines, Herr Direktor,“ sagte der Baron aufathmend, „zählen Sie selbst.“

Der Direktor folgte der Aufforderung, entfaltete aber einen Vogen nach dem anderen. Der zweite Vogen sammt der Einlage war einfaches, starkes, weißes Papier, ebenso der vierte, der sechste und so fort.

„Es fehlen nicht sieben, sondern sogar zehn Nummern,“ sagte der Direktor.

Der Baron war stumm in seinen Sessel zurückgesunken und hatte die Augen mit der Hand bedeckt, während der Direktor das Packet wieder sorgfältig in Ordnung brachte. Theilnahmsvoll richtete er dann die klaren Augen auf seinen ehemaligen Dienstherrn.

„Lassen Sie Muth, Herr Baron,“ sagte er endlich mit jenem weichen, wohlthuenden Klang in der Stimme, welche echte Herzengüte verleiht. „Ich begreife, daß diese Enthüllungen Sie schmerzlich berühren, aber ich dürfte sie Ihnen nicht ersparen. Setzt aber, Herr Baron, glaube ich Ihrem Wunsche zu entsprechen, wenn ich Sie allein lasse. Wenn Sie geneigt sind, meine Vorschläge in der Angelegenheit „Theodor Schröder“ zu hören, so bitte ich, mich rufen zu lassen, ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

Baron Rothheim ließ die Hand sinken und nickte mit glanzlosem Auge, als der Direktor sich ehrerbietig vor ihm verneigte und das Zimmer verließ. Noch einige Sekunden blieb der Baron auf seinem Plage, dann erhob er sich mit einem tiefen Seufzer. In diesem Augenblicke theilte sich die Portiäre, und der Baron sah in die gleichsam versteinerten Züge seiner Tochter.

„Ja, ich bin's, Papa. Die Tante behauptete vorhin, du habest Sorgen, und deshalb wollte ich zu dir kommen. Du solltest mir mittheilen, was dieser — Rolf Siegfried dir zu sagen hatte. Er war aber noch nicht fort, und ich blieb dort drinnen und hörte alles!“

„Mein armes, armes Kind,“ sagte der Baron und faßte sanft die Hand seiner Tochter.

„O mache dir keine Sorgen meinnetwegen, Papa,“ entgegnete das schöne Mädchen mit bitterer Ironie, „ich muß wohl sehr starke Nerven haben, da ich vorhin nicht ohnmächtig

wurde. Für Salberg — diesen — diesen Elenden, habe ich natürlich nur Verachtung, aber ihn — den Mann, der geht und steht und spricht, als wäre er Stein — diesen Rolf Siegfried — ihn hasse ich, Papa, o, ihn hasse ich ebenso sehr, als ich dich liebe.“

Und schluchzend warf sich Baronesse Della an die Brust ihres Vaters.

2.

Das Leben ist berrauscht,
Die Lichter löschen aus;
Schauernd mein Herz am Fenster lauscht
Still in die Nacht hinaus.

Giesendorf.

Nur ein schwacher, gelblich-rother Schein im Westen bezeichnete noch die Stelle, wo die Sonne untergegangen war. Während allmählig auch dieser letzte Schimmer des sonnenhellen Tages erblähte, kam mit der unheimlichen blauen Dämmerung auf schnellstem Fittige ein Sturm. Mächtig anschnellend rüttelte er an der Fahnenstange, von der das gelbweiße Fahnentuch, welches mittags im Sonnenlichte so freundlich ein Willkommen den Gästen zugenickt hatte, bereits eingezogen war. In den Defen und Kaminen heulte der Wind und schlug jede Thür, die der Döfsmende nicht vorstichtig festhielt, sofort wieder zu. Im Garten wirbelte der Unhold der Lüfte den feinen Ries der Wege auf und zauste grauam in den fahlen Nesten der alten Kastanien, die in langer Reihe den linken Schloßflügel begrenzten, sodas ihre langen, winterlich dünnen Äste bei der vergeblichen Gegenwehr dann und wann an die Fenster des ersten Stockes klopfen.

In eines der dort gelegenen Zimmer war eben ein junger eleganter Mann getreten. „Licht! Und die Jalousien herunter!“ herrschte er seinem Diener zu, der ihm gefolgt war.

In wenigen Augenblicken beleuchtete eine große Lampe das kostbar ausgestattete Gemach und das schöne Gesicht des jungen Mannes, der sich lang ausgestreckt auf ein Sopha warf, die Arme kreuzte und die Augen schloß, als wolle er schlafen.

Gemächlich ließ der Diener die Jalousien herunterrollen, so daß man von dem Ringen der alten Kastanien mit dem heulenden Sturme nur wenig mehr vernahm. Dann kreuzte auch Monsieur Louis, der Kammerdiener des Herrn Baron Salberg, die Arme und blieb vor seinem Herrn stehen.

„Der gnädige Herr scheinen müde zu sein,“ sagte er in ironisch-mitleidigem Tone. „Bei den Anstrengungen des heutigen Tages ist das freilich kein Wunder; ich gestehe, daß sogar meine Nerven angegriffen sind. Erst der rührende Abschied von einem lieben Freunde, der uns in höchster Weise an eine Ehrenschuld mahnte, die wir aber zum Glück sofort zu bezahlen imstande waren — wir verfügen ja stets über neue Hilfsquellen — dann das delizöse petit déjeuner in reizender Gesellschaft, das sich natürlich in die Länge zog, darauf die tolle Fahrt nachhause; hier tübler Empfang, kurze Unterredung mit dem Schwiegerpapa, die Aussicht, nie vergessene alte Bekanntschaften zu erneuern — das kann wohl den regsten Geist etwas abspannen, und ich bitte deshalb um die Erlaubniß, mich setzen zu dürfen.“

Der Sprecher wartete aber diese Erlaubniß nicht ab, sondern machte sich's in einem Fauteuil bequem, indem er auf das unverständliche Gemurmel des Gefragten nur die Gegenfrage stellte: „Was sagten Sie, Herr Baron?“

Der Angesprochene hatte sich aufgerichtet, ein heimtückischer böser Blick schoß unter den halbgeöffneten Lidern nach dem Diener hervor. „Scher' dich zum Kufat mit deinem Gemäsch,“ rief Baron Salberg in nichts weniger als seinem Tone, „Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht, ich setze keinen Ausweg aus dieser unangenehmen Affäre, in die ich hineingerathen bin, und du schwagest mir Unsinn vor, es ist zum Davonlaufen.“

„Wir beide thäten das nicht zum ersten male,“ lachte der Diener hellauf. „Aber von welcher unangenehmen Affäre sprechen Sie,“ fragte er plötzlich parodirend, und als Salberg trotzig schwieg, fuhr der Diener mit ironischer Höflichkeit fort: „Ich glaube doch, Herr Baron, daß Sie die Gnade haben werden, Ihren sehr ergebenen Diener von der vorhin stattgehabten Unterredung mit dem Herrn Baron v. Rothheim-Fernow etwas eingehender zu unterrichten. Sie wissen ja, daß nur die treueste Sorge für Ihr Wohl mich zu der scheinbar etwas unbescheidenen Frage zwingt. — Nun, was gab's?“ setzte Monsieur Louis beinahe drohend hinzu, als Salberg noch immer nicht antwortete.

Wie ein Knabe, der sich fürchtet, senkte Salberg den Kopf auf die Brust und sagte endlich zögernd mit ausdruckslosem Tone: „Der Alte weiß alles!“

„Alles — das ist ein sehr dehnbarer Begriff — was weiß er?“ fragte der Diener scharf.

„Du lieber Himmel! Ich habe einige Papiere, die „ihr“ gehören, aus dem Wertheimskranke entlehnt, wie ich dir wohl gesagt habe, da in der Kasse kein Geld war, um die Hypothekenzinsen zu bezahlen.“

„Wir haben Sie nichts davon mitgetheilt. Sieh, sieh, das sind ja sehr interessante Thatfachen, von denen nicht einmal Ihr getreuer Louis etwas wissen durfte. Darüber könnte ich mich sehr gekränkt fühlen, wenn jetzt Zeit dazu wäre. Warum erfuhr ich nichts von den — entlehnten Papieren?“ fragte der Diener in seltsam drohendem Tone.

„Ich hielt das für überflüssig,“ entgegnete Salberg mit gezwungenem Lachen.

„So, für überflüssig,“ sagte der Diener höhniſch, „aber als Sie die glänzenden Spielzeuge Ihrer, ich hätte bald gesagt „tollen“ Braut nötig hatten, da war ich nicht überflüssig.“

„Still!“ fuhr der junge Mann erschrocken auf. „Was erinnerst du mich an die nichtswürdige Geschichte mit ihrem unseligen Ausgange, der mich wahnsinnig machen könnte, so oft ich daran denke?“

„Ja, mich hat dieser merkwürdige Ausgang auch nicht in roſige Laune versetzt,“ meinte der Kammerdiener, „doch lassen wir das jetzt. Ich muß Sie nur dringend bitten, meine Mitwissenschaft in irgend einer Angelegenheit niemals wieder für überflüssig zu halten, da ich Sie, Herr Baron, ja nur vor Nachtheil bewahren will. Und nun erzählen Sie mir, woher weiß der Alte von Ihrer wahrscheinlich sehr ungeschickt in Scene gesetzten „Entlehnung?“

Ein scharfer Seitenblick Salberg's streifte das blasse häßliche Gesicht des Dieners. „Der Direktor des Hauses Sonnborn, der in unserer Abwesenheit heute ankam, ist zugleich Bevollmächtigter von Theodor Schröder, und durch diesen Bevollmächtigten erfuhr der Alte die ganze Geschichte. Er war natürlich wüthend.“

„Und was sagten Sie?“

„Nun, ich bewies dem alten Rothheim, daß nur die Absicht, seinen finanziellen Ruin zu verhüten, mich zu dem etwas kühnen Schritte verleitete. Ich sagte meinem zukünftigen Schwiegervater, daß ich die letzten schlechten Ernteergebnisse ihm nicht mitgetheilt hätte, um ihm keinen Kummer zu

machen, daß die Leute in Fernow und Rothheim von der Frühjahrsüberschwemmung so schwer heimgesucht worden seien, daß ich es nicht über's Herz brächte, mit Härte die Pacht einzutreiben usw.“

„Sehr gut,“ lachte der Diener wieder auf. „Und dann kam das große Verſöhnungstableau: Umarmung mit thränenenden Augen. Gerührt zu sein, nöthigenfalls sogar Ergriſſenheits-thränen zu weinen, das verstehen Sie ja ganz ausgezeichnet. Natürlich schloß die Scene ein zärtlicher Kuß auf die schöne Hand der Marmorbraut.“

„Nein,“ sagte Salberg, „so war's nicht. Der Alte blieb sehr zurückhaltend. Er sagte nur bestimmt zu, daß er nichts gegen mich unternehmen würde. Uebrigens bekomme ich ihn schließlich schon noch herum. Jella jedoch,“ fuhr der Sprecher zögernd fort, „sah ich noch nicht.“

„Na, das Täubchen wird auch zahm werden,“ sagte Monsieur Louis mit einer häßlichen Grimasse. „Jetzt gilt es vor allem, sich mit dem „Herrn Direktor“ auseinanderzusetzen.“

„Zum Geier mit ihm,“ warf Salberg ein, „ich begreife nicht, daß der alte Gebhard nicht zuerst mit mir sprach, man kann ihn sonst doch um den Finger wickeln.“

Louis sprang von dem Sessel auf, und ein leiser, zischender Pfiff glitt über die gespitzten Lippen. „Gebhard,“ rief er, „der ist ja gar nicht da. Hat Ihnen der Alte denn nicht den Namen des Direktors genannt?“

Salberg schüttelte den Kopf. Er sprach nur vom „Direktor“ oder „Bevollmächtigten,“ und ich dachte nur an Gebhard.“

„Na, dann machen Sie sich auf eine freundige Ueberraschung gefaßt, Herr Baron,“ sagte Louis boshaft. „Ich erwahnte schon vorhin gewisser unversehlicher alter Bekanntschaften. Wird das ein rührendes Wiedersehen werden!“

„Wer ist da, Louis?“ Der Blick Salberg's ruhte in furchtsamer Erwartung auf seinem Diener. Dieser steckte die Hände in die Taschen, spreizte die Beine und sagte nachlässig: „O, nur ein gewisser Rolf Siegfried!“

„Wer?“ rief Salberg, als habe er nicht recht gehört.

„Rolf Siegfried,“ wiederholte Louis mit Betonung, „erster Direktor des Hauses Sonnborn und Söhne und, wie Sie sagen, der Generalbevollmächtigte von Theodor Schröder. Na, ja, Rolf Siegfried ist da, der ehemalige, sehr untergeordnete Forstbeamte bei dem Grafen Falkenau, dessen Liebling er war, wie Sie wissen.“

„Das ist nicht möglich, Siegfried kann nicht hier sein, wenigstens in dieser Stellung nicht,“ rief Salberg auf's äußerste beunruhigt.

„Siegfried ist ganz bestimmt hier und in dieser sehr einflußreichen Stellung,“ entgegnete Louis. „Ich habe Paul, seinen Reithiech, gesehen und gesprochen. Erinnern Sie sich des hübschen Jagdburſchen beim Grafen Falkenau, der dem Siegfried auf Schritt und Tritt wie ein Pudel nachließ. Der Junge that, als ich mich ihm vorstellte, sehr hochmüthig und stand mir kaum Rede. Na, wir wollen's ihm und seiner: famosen Herrn bei gelegener Zeit schon eintränken.“

(Fortf. folgt).

Die Schwiegermutter.

Von Heinrich Landsberger.

Ich bin verheirathet, glücklich verheirathet, was ich für keine dichterische Uebertreibung zu halten liebe — denn mein liebes Weibchen — sie heißt Milla — ist ein Engel.

Wie wir uns kennen gelernt und Mann und Frau geworden, das gehört nicht hierher. Erwähnt sei nur, daß unser Glück vielleicht deshalb ein so vollkommenes war — nach meiner damaligen Ueberzeugung wenigstens — weil ihre Mutter, also meine Schwiegermutter, fern drüben in Südamerika in irgend einem Neste hauste, das ich mich zu vergessen bemühte. Eine geborene Deutsche, war sie ihrem Gatten nach diesem unfruchtbaren Erdtheil gefolgt, hatte dann ihr Töchterchen, mein liebes Weibchen, nach Deutschland zu ihrer Ausbildung in eine vornehme Erziehungsanstalt geschickt, mit der Absicht, da ihr Gatte inzwischen gestorben, ihr bald nachzufolgen. Sie war bis zur Stunde und so auch bei unserer Hochzeit durch verwickelte Vermögensverhältnisse aber immer drüben festgehalten worden und so lachte der Himmel unser Ehe in einer Bläue, die in nichts von jenem fürchterterregenden Wesen getrübt wurde, das der Franzose so räthselhafterweise die „Belle“-Maman nennt. Oder sollte es vielleicht ursprünglich die „Bell“-Maman, ohne „e“ am Ende

geheißen haben, eine Voraussetzung, die nur in Anbetracht der ewigen Keiseret der Schwiegermütter bis dahin immer etwas für sich zu haben schien.

Zweitausendeinhundertdreißig und eine halbe deutsche Meile lagen zwischen ihr und uns. Ich hatte diese Entfernung genau ausgemessen und mit einer wahren Wollust ruhten meine Blicke auf der ståtlichen Ziffer, denn ich fühlte einen brennenden Haß gegen dieses Weib in meinem Bufen. Man wird mich fragen, was sie mir zuleide gethan hatte. Nichts. Aber ich schaute in ihr die mutmaßliche Störerin unseres Glücks. Ich bin nämlich ein gebildeter Mensch, las deshalb sehr viel Erzählungen und Gedichte, besuchte auch häufig das Theater und gewann aus ungefähr der Hälfte des Gesehenen und Gehörten den Eindruck, daß die Schwiegermutter ein Geschöpf sei, das höchstens, mit dem üblichen Wesen verleben, in der Walpurgisnacht auf dem Blockberg eine Daleinsberechtigung hatte. Man stelle sich nun meine Empfindungen vor, als folgendes geschah.

Eines Morgens brachte der Briefträger einen jener kleinen, mit einer fremdländischen Freimarkte besetzten Briefe, die die Adresse

meiner Frau und die Handschrift meiner Schwiegermutter trugen. Mein Weibchen schenkte erst den Kaffee ein, dann begann sie zu lesen. Auf einmal nahmen ihre Augen den Ausdruck der Verklärung an.

„Mama schreibt mir eine Neuigkeit, die dich entzücken wird,“ sagte sie.

„Entzücken?“ fragte ich in allerhöchstem Erstaunen.

„Ja, denn denke dir, die Verhältnisse sind endlich in Ordnung gebracht, in einigen Tagen kommt sie zu uns auf Besuch.“

Ein schwarzer Schleier breitete sich vor meinen Augen aus. Wie ich nachträglich jedoch erfuhr, gelang es mittels Nieschals und anderen Arzneimitteln, mich in dieses Dasein zurückzurufen.

In den folgenden 14 Tagen wurde ich ein nervöser Mann. Schreckliche Traumbilder quälten mich des Nachts und ich nahm an Leibumfang erheblich ab. Um Milly nicht zu kränken, verschwieg ich ihr die Ursache dieser Veränderung, die sie in ihrer abnugslosen Unschuld auf Arbeitsüberbürdung zurückführte. Endlich war der düstere Tag gekommen. Natürlich mußte ich auch mit zur Bahn. Mit Bitterkeit nahm ich wahr, wie Milly in der Freude ihres Herzens meinem Gram mit vollkommener Nichtachtung begegnete. Eine einzige Hoffnung nur hielt mich aufrecht. Vor Jahr und Tag hatte kurz vor unserer Bahnstelle einmal ein Dammrutsch stattgefunden, bei dem ein Personenzug entgleist war, was Unglücksfälle zur Folge hatte. Die Hoffnung war ja freilich sehr schwach, aber immer doch besser als gar keine.

Ein Hauchen, ein Nieschen, ein Pfeifen weckte mich aus meinem Bären. Ein Ausschrei entrang sich aus meiner Brust, denn eben lief der Zug heil und unverlezt in den Bahnhof ein. Auch meine Frau schrie auf und eilte eben mitten in den Schwarm der Angekommenen einer Dame entgegen, die ebenso laut aufjubelte, worauf sich beide unarmten und küßten. „Jemand eine Freundin, der sie hier zufällig begegnet ist,“ dachte ich bei mir. Sie machte einen noch durchaus jugendlichen Eindruck und mochte den Vierzigern auch noch ziemlich fern sein. Immer wieder küßten und herzten sich beide, dann eilten sie endlich mit freudestrahlenden Gesichtern auf mich zu.

„Und das ist mein liebes Männchen!“ rief meine Frau glücklich, indem sie mich der anderen Dame vorstellte, die mir nun mit einem vorläufig noch ganz unbegreiflichen Blick voll Liebe und Bärtlichkeit beide Hände entgegenstreckte und herzlich sagte: „Wie freue ich mich, mein lieber, theurer Sohn!“

„Sohn?“ — Eine grauenvolle Erkenntnis stieg in mir auf. Das war die — Schwiegermutter. Ich muß hier einhalten, daß ich sie bisher auch im Bild noch nicht gesehen hatte, da das einzige, das meine Frau von ihr bejessen hatte, bei irgend einer Gelegenheit verräumt worden war.

„Frau Schwiegermutter!“ stammelte denn auch ich, worauf mich meine Frau mit plötzlicher Besorgnis fragte, ob mir denn nicht wohl wäre; dann rollten wir zu dreien in meiner Wohnung zu, wobei Mutter und Tochter zum Glück in eine dort eifrige Unterhaltung gerieten, daß ich ungestört mich meinen Empfindungen überlassen konnte. Diese vereinigten sich zunächst in einer grenzenlosen Entrüstung. — Ich hatte mir unter einer Schwiegermutter bisher immer nur eine Frau vorgestellt mit einer großen Kophaube, einem vergamtenen, von unzähligen Falten und Fingerringen durchzogenen Gesicht, zahlos und trübselig, statt der Hände gekrümmte Geierklauen und die Kleidung aus der Zeit der Befreiungskriege. Und statt dessen — was hot sich mir? Kurz man wird den gerechten Born, den jede getäuschte Erwartung erregt, begreifen. Nicht einmal die vierunddreißig Stück Gepäck, mit denen ich mich in Gedanken bereits kenschend beladen hatte, wollten sichtbar werden. Ein Heisekoffer und ein Handkoffer — das war alles! Fast wie bei jedem anderen gewöhnlichen menschlichen Wesen. Unglaublich, unbegreiflich! Ich war außer mir. Wie gelangt man wird mich verstehen.

Zubause gelangt, ging es erst, wie auch zu erwarten stand, an ein abermaliges Küßen und Erzählen. Dann packte das Weib aus dem Westen — ich nannte sie hinfort in Gedanken so, weil ich den Namen Schwiegermutter nicht einmal mehr zu denken vermochte — den Koffer aus. Eine zahllose Menge von Geschenken kam dabei hervor — selbstverständlich alle für Milly. Plötzlich sagte die Wesliche mit einem nach meinem Gefühl böswilligen Lächeln: „Ich weiß, lieber Schwiegerjohn, daß Sie eine kleine kulturhistorische Sammlung haben. Erlauben Sie mir, dieselbe mit diesem bescheidenen Beitrag zu bereichern.“ Mit diesen Worten überreichte sie mir ein Paket. Ich durchschaute sie im ersten Augenblick. Dieses Paket barg offenbar Dynamit, das sich beim Lösen der Schnur entzünden und den verhassten Schwiegerjohn auf diese einfache Weise aus der Welt schaffen sollte. Sie sollte sich aber verrechnet haben, die Teufelin. Sofort und in ihrer Gegenwart beschloß ich, die verhängnisvolle Schnur zu lösen, auf daß auch sie an meiner Seite die Reise zur Ewigkeit entrate. Mit einem Ruck meines Taschenmessers hatte ich den Faden getrennt. Selbsterweie aber blieb alles still. Erstaunt öffnete ich, und was glauben Sie — sahen meine betroffenen Blicke? Einen alten indischen Teller aus dem kostbarsten Nephrit mit Gold eingelegt, ein ganz prachtvolles Stück, wie es an gleichem Werth in meiner ganzen Sammlung nicht vorhanden war. Kathlos starrte

ich darauf hin, indessen die Wesliche an meiner Verblüffung sich zu weiden schien. Dann aber loderte mit einemmal noch viel heftiger die Empörung in mir auf. Mein ganzes Programm war ja umgestoßen. Ich hatte mich auf eine Schwiegermutter vorbereitet, wie sie die Naturgeschichte lehrte. Aber eine liebenswürdige Schwiegermutter? Das war Unnatürlich, hinter der sich nur irgend eine Falle verstecken konnte. Meine Aufregung nahm zu; dennoch beschloß ich, mir vorläufig nichts merken zu lassen. Später gingen wir zu Tisch. Nach der Mahlzeit pflegte ich mein Weibchen, d. h. wenn wir allein sind, auf meinen Schooß zu ziehen und mit ihr zu tändeln und zu kosen. Hochgradig gereizt, wie ich war, ließ ich mich von der Weslichen nicht stören und zog auch diesmal mein halb widerstrebendes und erdrosselndes Weibchen an mich — in der schadenfrohen Voraussetzung allerdings, daß die Wesliche sofort mit einem Sturm von Vorwürfen über die gekümmte Sittlichkeit und Scham mich überhäufen würde. Keine Spur aber davon. „Entschuldigt mich, Kinder,“ sagte sie ganz im Gegenteil, „wenn Ihr erlaubt, gehe ich jetzt ein wenig ins Nebenzimmer und mache dort mein Mittagsschläfen.“

Dabei ging sie wirklich und ließ mich mit meinem geliebten Weibchen, wie alle Mittag, zu zärtlicher Zwiegespräche allein. Von Bärtlichkeit war aber heut nicht die Rede, denn mein Gemüth über die abermalige Enttäuschung hatte seinen Höhepunkt erreicht. — „Was hast du denn, Männchen?“ fragte mich Milly besorgt, als ich ihren Mund, den sie mir zum Kusse reichte, beharrlich unbeachtet ließ. — „Den Teufel habe ich“ — brüllte ich jetzt wütend los, schlug donnernd auf den Tisch und sprang tobend auf. Zum Ueberflus brach jetzt Milly, nachdem sie erst einen bestürzten Blick auf mich geworfen hatte, in lautes Weinen aus, dann that sich die Nebenthür auf und auf der Schwelle stand — die Schwiegermutter! — entrang es sich im Siegesgeschrei meiner Brust. Endlich also! Milly schluchzte noch lauter und barg sich an ihrer Brust. Endlich hatte sie es erreicht, die Teufelin. Glück und Frieden unserer Ehe war dahin, dahin, auf ewig zerstört. Verzweiflungsvoll griff ich nach meinem Hut und stürzte davon.

Draußen hatte es angefangen zu regnen. Was kümmerte es mich? Stundenlang lief ich umher, meine aufgeregten Nerven zu beruhigen. Ein Gedanke nur erfüllte meinen Kopf, die Schwiegermutter, die unser eheliches Glück vernichtet hatte. Endlich kehrte ich, bis auf die Haut durchnäßt, nachhaus zurück. Das erste Gesicht, das mir dort begegnete, war das der Todfeindin. Sie öffnete mir, denn das Dienstmädchen, war beim Fleischer und mein Herzensliebchen lag krank vor Aufregung zu Bett, wie sie mir in der Eile mittheilte.

„Ich muß sie sehen,“ wollte ich rufen, aber ich brachte kein Wort heraus, denn ein fürchterlicher Katarth, die Folge des langen Herummirens draußen im Regen, hatte meine Stimme vollständig belegt. „Sie“ schien meine Absicht aber verstanden zu haben, denn mit schmeichelnder Kagenfreundlichkeit sagte sie: „Sie sollen sie ja auch sehen. Aber da Sie sie auch vermutlich gern sprechen möchten, so lassen Sie sich erst ein paar Halsumschlänge machen, und da keine andere dienstfertige Hand in der Nähe ist, so müssen Sie sich schon meine gefallen lassen.“

Wie — die Hand, die mein häusliches Glück zerrümmert hatte, sollte ich auch noch meinen Hals anvertrauen? „Niemals!“ ichrie es in mir. Aber meine Kraut mußte gebrochen sein. Denn als wäre ich ein schwaches Kind, so drückte mich die Todfeindin in einen Stuhl und begann mich dann mit einem nassen Handtuch zu bearbeiten.

„Ich verstehe,“ sagte sie dabei, indem sie das Handtuch an meinem Hals gerade mit einer Stricknadel befestigte, „wie unangenehm Ihnen meine Dienste sein mögen, denn ich habe vorhin Ihren Ausruf wohl verstanden: „die Schwiegermutter!“ Nun, Sie mögen ja recht haben, denn ich habe Ihnen wirklich den Unfrieden ins Haus gebracht. Es war nicht mein Wille. Wahrhaftig nicht. Ich habe dem Mann, dem ich mein Kind überlebe, mein kostbarstes Gut geopfert, mit Schmerzen groß gezogen und alles für einen andern. Ich will ihm auch das letzte Opfer bringen, ich will mein Kind verlassen, nachdem ich es in drei langen Jahren nur einen Tag an Herzen gehalten habe. Ich verdien's wohl auch nicht anders, ich habe euer Glück gestört und bin darum eine schlechte Mutter.“

Während sie diese Worte sprach, fühlte ich einen heißen Tropfen auf meine Hand fallen, und dieser kleine, heiße Tropfen rann von der Hand mir bis ins Herz und brachte dort eine gewisse Rinde zum Schmelzen, und unter der Rinde ließ sich ein leises Stimmchen hören: „Du bist ein nichtsnutziger Kerl, du selber bist der Schuldige, hast dich von dummen Witzblättern und Theaterposen betören lassen und eine gütige, liebenswürdige Frau getränkt, die dir mit Liebe entgegenkam und dir das Beste schenkte, was du auf Erden hast, du Nichtsnutz! Gleich bittest du ihr ab!“

Und nun will man wissen, was geschah? Nun, wenn man auch nicht aus vollem Hals — denn der war noch immer stark verhäwollt —, aber doch aus vollem Herzen rief ich aus: „Vergebung, Schwiegermutter! Ach was „Schwiegermutter“ — meine Mutter, meine liebe, gute Mutter!“

Und in den Armen lagen wir uns beide.
Als Ruße aber für meine Nichtsnutzigkeit habe ich mir auf-
erlegt, mich hiermit unter die Schriftsteller zu begeben und den
Fall zu Ruh und Frommen aller verkannten Schwiegermütter
und aller von ähnlichen Vorurtheilen befangenen Schwiegeröhne
zu veröffentlichen.

Bunte Zeitung.

* Eine Erinnerung an Ludwig Uhland, wie sie nach
handchriftlicher Aufzeichnung eines Tübingers ein altes kur-
bessisches Zeitungsblatt erzählt, wird uns zur Neubelebung mit-
getheilt. Es war im Jahre 1857, als eine ganze Schaar junger
begeisterter Verehrer des großen Volksdichters die Universität
Tübingen bezog. Ihm vor allem galt ihrer Herzen warmer
Schlag, und Schwaben sowohl wie Norddeutsche suchten ihn auf
und schätzten sich glücklich, den großen Uhland, das Ideal ihrer
Jugend, persönlich kennen zu lernen. Einer aus Bremen war
der schwärmerischste unter den jugendlichen Schwärmern, und so
oft sie abends oder vielmehr des Morgens aus der „Kneipe“
kamen, stiftete er die Kommilitonen an, daß sie mit ihm vor
Uhlands Haus zogen und dort noch einen Gesang anstimmten.
Meist wählten sie dazu das herrliche Lied: „Wenn heut' ein Geist
herniederstiege,“ und sangen dann gewissenhaft alle sieben acht-
zeiligen Strophen. So ging es längere Zeit fast jede Nacht fort.
Da erhellet sie eines Tages sämmtlich eine Einladung zu einem
einfachen Abendbrot in das Haus des Dichters. Glühend folgte
jeder dieser seltenen Auszeichnung und stellte sich rechtzeitig in
Gala ein. Uhland bewirthete sie aus liebenswürdigste und das
„frugale Abendbrot“ ließ nichts zu wünschen übrig. Auf das
Essen folgte eine förmliche Beinschlacht, und im Enthusias-
mus sangen die Studenten ein Lied nach dem andern. Endlich
stimmte der Schwärmer aus Bremen das Lied vom Geiste an,
der jetzt in der That zu ihm herniebergestiegen war. Uhland
hörte still vor sich hinhinlächelnd den Gesang bis zu Ende an; aber
wie kaum seine jugendlichen Verehrer, als er hierauf ganz
ernsthaft versicherte, dieses Lied gefalle ihm jetzt gar nicht mehr,
es sei um viele Strophen zu lang; wenn er es noch einmal zu
dichten hätte, würde er es viel kürzer machen. Dieser Auspruch
des Meisters, der fast einem Verdammungsurtheil seines herr-
lichsten Gedichtes gleichkam, wurde zuerst mit stummem, starrem
Erstaunen angehört, und dann folgten die lebhaftesten Wider-
sprüche von allen Seiten. Uhland ließ ruhig den Sturm an sich
vorübergehen und sagte zuletzt: „Aber, meine Herren, dieses Lied
kostet mich jede Nacht meinen besten Vormittagschlaf; wär'
es kürzer, könnt' ich eher wieder einschlafen.“ Damit lenkte er
freundschaftlich die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand und
— durfte von nun an ungestört schlafen. Nur der Schwärmer
aus Bremen soll es noch zuweilen ganz leise beim Nachhause-
gehen vor sich hingemurmelt haben.

* Von einer feierlichen Audienz beim Könige der
Mosquitos berichtet ein amerikanischer Kapitän in einer
newyorker Zeitung u. a. folgendes: Se. Majestät trug einen
prächtigen dreieckigen Hut und eine rothe Schärpe; an die Hüfte
waren sehr große vergoldete Sporen geschnallt; mit anderen
Kleidungsstücken hatte er sich nicht beschäftigt, was Landesfittie oder
Klima entschuldigen mag. Se. Majestät, die nicht älter als
20 Jahre sind, geruhen ein wenig berauscht zu sein. Der Hof-
staat bestand aus einem einmündigen Tambour und zwei
Querspielern, deren einer als Dolmetscher diente. Die Stelle
des Thrones vertrat ein leeres Brauntweinfäß. Im Verlaufe
der Audienz wurde die Heiterkeit Sr. Majestät so lebhaft,
daß das Faß wegrollte und Se. Majestät auf den Boden
kollerte.

* Hebertrumpf. A.: „Sie können sich gar nicht denken,
was für reizendes Haar meine Frau hat. Wenn sie es auf-
löst, fällt es bis auf die Knie!“ — B.: „Das ist noch gar
nichts; wenn meine Frau ihr Haar auflöst, dann fällt's auf den
Boden!“

* Kleines Mißverständnis. Kameruner Häuptling:
„Wo kommen Sie schon so zeitig her, Herr Leutnant?“ —
Offizier der Schutztruppe: „War im Schlangenbräu, kleines
Gabelrühstück genehmigt. Delikate Küche, habe ein Paar
Frankfurter gegessen — großartig, sag' ich Ihnen!“ —
Häuptling: „Ne, lassen Sie mich mit den Frankfurtern in
Ruhe. Im vorigen Jahre hatten wir auch einen, der war
verdamm't zäbel!“ (S. Bl.)

* Berechtigte Frage. Die kleine Elsa: Mama, weshalb
heißt denn der Herr Professor „Hofmaler?“ Muß er die
Hofdamen schminken?

* Die schlimmen Raben. Erster Gast: Ja, man sagt
nicht unrecht: er stiehlt wie ein Rabe. Vor der Dieberei der
Raben ist nichts sicher; sie stehlen silberne Löffel, Ringe, kurz
allerlei Werthgegenstände — da könnte ich Ihnen manches Bei-
spiel erzählen. — Alter Förster: Das stimmt. Im vorigen

Jahre erst hab' ich ein Rabennest ausgehoben. Was lag drin?
Ein vierprozentiger schlesi'scher Pfandbrief!

* Nord und Süd. Norddeutscher: Bon ton bedeutet
guter Ton; Alles, was in guter Gesellschaft für schicklich
erachtet wird! — Alt-Baier: Redn's fa Blech nit! Bei uns
z' Haus haast Bon ton a Schiffsbreden! (S. Bl.)

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die telephonische Verbindung von Paris und
London. Die in diesen Tagen stattfindende Eröffnung der
Telephonlinie Paris-London wird sicherlich so großes
Aufsehen erregen, als es seiner Zeit der Austausch der ersten
Telegramme zwischen England und Frankreich im Jahre 1849
gethan hat. Seit jener Zeit ist auf dem Gebiete des Fern-
schreibens und Fernsprechens so viel des Wunderbaren entdeckt
und erfunden worden, daß die Welt das Staunen fast verlernt
hat; in ungeahntem Maße ist besonders das Telephon den Hundert-
tausenden, die es täglich und stündlich handhaben, zu einer so ver-
trauten Sache geworden, daß sie über seine Wirkungen, die noch
vor anderthalb Jahrzehnten ins Reich der Träume verwiesen
worden wären, sich nicht mehr wundern, als etwa über das
Wachsen der Frucht aus dem Kelme. Der raschen Entwicklung,
die das Fernsprechen genommen hat, ist jedenfalls der Umstand
sehr erheblich zu gute gekommen, daß viele beim Telegraphen
gemachte Erfahrungen, namentlich hinsichtlich der Leitungen, mit-
benutzt werden konnten. Während die Telegraphie beinahe im
ersten Stadium wieder auf die Seite gelegt worden wäre, weil
man es zuerst mit unterirdischen Leitungen veruchte, ohne für
genügende Isolation zu sorgen, verwendete die Telephonie sogleich
die so viel einfacheren Luftleitungen und befand sich lange wohl
dabei, bis die ins Ungemeßene wachsende Zahl der Drähte zunächst
in den großen Städten zu Verlegenheiten und schließlich zu
Diefen Veruche sind bekanntlich gelungen; in Berlin sind bereits
über 4000 km unterirdische Drähte verlegt, je 28 zu einem
Kabel vereinigt und die Kabel zu je 20 bis 30 in äußerer
Röhren gezogen, ein Rohrnetz von über 40 km Länge bildend.
Für das Fernsprechen auf lange Strecken blieb man, zufolge der
beim Telegraphen gewonnenen Kenntnisse über die Strom-
verhältnisse in langen Kabeln, bei den Luftleitungen, und erzielte
große Erfolge, besonders durch Annahme der metallischen Rück-
leitungen. Aber die steigenden Anforderungen des Verkehrs
lassen kein Anhalten auf der einmal betretenen Bahn des Fort-
schritts zu; wie das geschriebene, soll auch das gesprochene Wort
mit Höchstgeschwindigkeit von Land zu Land fliegen, wenn auch Meere
trennen dazwischen treten, und schon vor einigen Jahren
prophezeit der seitdem verstorbenen Ingenieur Proctor, „binnen
kurzem werde ein Flüßtern durch den Atlantischen Ocean dringen,
das seine von den Millionen darüber fließender Wogen ertränken
könne.“ So weit sind wir allerdings noch lange nicht. Die un-
geheuren Schwierigkeiten, die der Verlegung eines brauchbaren
unterirdischen Kabels entgegenstanden, sind zwar überwunden,
ebenso die, wie man weiß, durch die Ladungserschütterungen
hervorgehenden Hindernisse des Telegraphirens auf langen
Kabeln; da aber diese Hindernisse, bestehend in der Verzögerung
und Vermischung der Stromimpulse, sich in noch weit höherem
Grade der telephonischen Uebertragung entgegenstellen, ist eine
Lösung des Problems vorerst nicht abzusehen. Inzwischen ist
jedoch ein kleiner Anfang gemacht, indem unterirdische Kabel auf
kürzere Strecken für die Telephonie mit Erfolg eingerichtet
werden, das erste zwischen Buenos-Aires und Montevideo durch
die 45 km breite Mündung des Laplataströmes nebst anschließender
Luftleitung von 300 km, ferner zwischen Curhaven und Helgoland
und nunmehr durch den Vermekanal zwischen Sangatte bei
Calais und der St. Margarets-Bay bei Dover mit Einschluß nach
Paris bezw. London. (Fest. Btg.)

— Rom wird heute am 23. Jan. den fürwahr seltenen Genuß
eines hebräischen Konzerts in der Sala Dante haben.
Aristide Franceschetti unternimmt es, unter Mitwirkung der
hervorragendsten musikalischen Kräfte der Hauptstadt daselbst eine
Anzahl alt-hebräischer Musikstücke zur Aufführung zu bringen.
Der musikalischen Aufführung geht ein Vortrag über alt-hebräische
Musik voraus, den der Musikkritiker des „Popolo Romano“,
Marchese Gino Monaldi, halten wird.

— Kleine Theater-Nachrichten. Herr Wilhelm
Arndt vom Berliner Theater tritt in den Verband des königl.
Schauspielhauses über. Hr. Arndt war längere Zeit einer der
hervorragendsten Künstler der meiningener Hofbühne und machte
sich namentlich durch die Darstellung des Königs in der Jungfrau
von Orleans und durch den Jolani im Wallenstein zuerst be-
kannt. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen Ludwig Barnay's
ist es zu danken, daß der Künstler seine neue Stellung bereits
im Februar antreten kann.